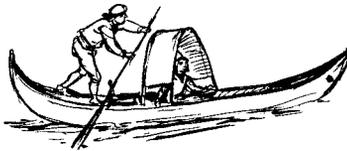


Willi Meinck

*Die seltsamen
Abenteuer des*
**MARCO
POLO**



Mit Illustrationen von Hans Mau

*Eulenspiegel.
Kinderbuchverlag*

Über das Buch

Die Bücher »Die seltsamen Abenteuer des Marco Polo« und »Die seltsamen Reisen des Marco Polo«, hier in einem Band vereint, haben schon Generationen von jungen Lesern begeistert und gehören heute zu den Jugendbuchklassikern. Erzählt wird die spannende Geschichte des jungen Marco Polo, der vaterlos in Venedig aufwächst, abenteuerlustig die Gassen und Kanäle der Stadt durchstreift, Freunde findet und Widersachern entkommt, sein größtes Abenteuer aber bestehen muss, als er sich auf die Reise nach China macht. Auf der Suche nach seinem Vater gelangt er als erster Europäer an den Hof des Kublaikhan.

Über Autor und Illustrator

Willi Meinck wurde 1914 in Dessau geboren. Er absolvierte eine Lehre als Schriftsetzer, 1933 emigrierte er zunächst nach Frankreich, wurde dann aber zur Wehrmacht eingezogen. Nach der Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft 1946 arbeitete er erst als Neulehrer, dann im Verlag Volk und Wissen. Er schrieb Kinder- und Jugendbücher, u. a. »Hatifa«, »Salvi Fünf«, und Märchenadaptationen, zu denen er Anregungen von mehreren Reisen nach China und Indien mitbrachte. 1998 verstarb er in Zittau.

Hans Mau (1915–1989), Grafiker und Illustrator, erhielt 1955 für »Marco Polo« die Auszeichnung »Schönste Bücher der DDR«.

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch aus-
zugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Eulenspiegel Verlag – eine Marke der
Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-01191-0

1. Auflage dieser Ausgabe 2020
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Verlag, Karoline Grunske

www.eulenspiegel.com

INHALT

Die seltsamen Abenteuer des Marco Polo

Giovanni singt	5
Ein Knabe muss verschwinden	16
Giannina	21
Ein Bettler bringt einen Brief	29
Der Tanzbär	38
Tod und Würfelspiel	52
Bruder Lorenzo	66
Hölzerne Perlen	77
Salz	96
Der neue Tag	120
Der Mittelpunkt der Erde	130
Auf der Suche	147
Kapitän Matteo	168
Einsamkeit	177
Der König der Felder	197
Im Frühling des Jahres 1269	224
Ein Mädchen braucht ein Brautkleid	241
Nächtlicher Besuch	250
Die Goldene Tafel	258
Der Vater	271
Giovanni singt	294

Die seltsamen Reisen des Marco Polo

In die weite Welt	301
Krieg in Armenien	314
Nächtliches Gespräch	318
Blaue Türkise	329
Begegnung mit den Karaunas	336
Ein prächtiger, ehrlicher, alter Lastkahn	354
Das Teuerste und Schönste ist Wasser	368
Das helläugige Mädchen	376
Im Tal des Todesengels	386
Lo bzang, der Gutmütige	408
Beg Bajander, der Freigiebige	420
Stimmen in der Wüste	428
Im Schatten des großen Reiters	441
Der Bote mit der Falkenfeder	454
Tschao naiman sume khotan	468
Im Garten des Kaiserpalastes	476
Wintertag in Kambali	484
Kapitän Matteo	501
Die grabesstillen Nächte	515
Hofintrigen	535
Wer bist du, Bruder?	556
Die Entführung	570
Unter dem großen Segel	595
Im Palast des Kronprinzen	602
Der Ritt nach Schangtu	616
Ih Wei Wai Sing	643
Reise nach Indien	662
Die Heimkehr	688

»Die Stadt Venedig liegt am Ende des Meerbusens des Adriatischen Meeres und heißt die Königin der anderen Städte, sie hat das Meer zur Mauer und den Himmel zum Dache.«

Giovanni Francesco Straparola

GIOVANNI SINGT

Der Sommer des Jahres 1268 war heiß, und der Wind, der vom Meere kam und sacht über die Lagune wehte, brachte wenig Kühlung. Das Wasser rings um die Insel Murano fing die Farben des Himmels und spiegelte sie wider. Giovanni, der dreizehnjährige Sohn des Steinbauers Ernesto, saß auf den Stufen der verfallenen römischen Villa und sah dem Schiffe nach, das, kaum merkbar, mit schlaffen grauen Segeln dem Hafen von San Nicolo zuglitt. Die Villa mit den steinernen Stufen und den Säulen aus Marmor hatte vor Jahrhunderten ein reicher Römer bauen lassen. Sie war ein letzter Zeuge der kalten Pracht des römischen Imperiums, das einst eine Welt beherrschte, die von der Nordküste des schwarzen Erdteils bis nach Kleinasien reichte. Bald würden die Lastträger und Steinbauer kommen, um den kostbaren Marmor und die Ziegel für neue Bauten an den Flüssen und Kanälen von Venedig zu bergen.

Giovanni stand auf. Er legte sich in den Schatten des nahen Feigenbaumes und hörte, wie die Vögel sangen. In solchen Minuten träumte er und vergaß den geheimen Schmerz über seine bucklige Gestalt. Er glaubte das Meer am Strande des Lido rauschen zu hören; der Himmel und die weite, unbewegte Lagune waren von einem feinen Klingen erfüllt, das nur Giovanni's Ohr vernahm. Die Schreie der Maultiertreiber störten ihn nicht.

An Giovanni hatte die Natur ein kleines Wunder vollbracht. Er hatte schwarze Haare und helle blaue Augen, in denen Schmerz und Sehnsucht schimmerten. Aber das Schönste war seine Stimme. Die lauten Gespräche der Schiffer und Glasmacher, der Lastträger und Arsenalarbeiter, der Seiler und Schiffsbauer, die demütigen, zudringlichen Bitten der Bettler verstummten, wenn Giovanni sang. Dann blieben die Bauern und Maultiertreiber, die gerade in der Nähe waren, stehen und lauschten, dann war es, als wehe der Wind sanfter über die Lagune.

Aber Giovanni, der alles Schöne liebte, war oft traurig. Besonders wenn er Giannina, die Nachbarstochter, sah.

Da lag nun Giovanni im Gras und wusste nicht, ob er froh oder traurig sein sollte. Er sumnte für sich ein Lied, das er oft im Weinhaus »La Malvagia« gehört hatte:

»O Theresina! Die Mutter fragt dich!
Was fragt die Mutter, o Theresina?
Sie will dir einen Schlossherrn geben,
der dir jeden Tag Krebse schenkt.
Aber du willst ihn nicht, Theresina
willst nicht jeden Tag Krebse essen ...«

Die flachen, breiten Fischerboote ruhten auf dem Lagunensee. Von San Michele nahte ein Ruderboot; der Junge im Bug zeigte auf die Marmorsäulen der Villa. Mit kräftigen Schlägen steuerte der Mann auf der Ruderbank darauf zu. Giovannis Freund Marco Polo kam.

»He, Giovanni!«, rief er über das Wasser. »Bist du da, Giovanni?«

Giovanni lächelte und presste seinen Körper an die Erde. Marco sprang vom Kahn auf die Steinstufen und sagte, nach allen Seiten spähend, zum Diener: »Hol mich nachmittags ab, Paolo; aber zu keinem ein Wort, hörst du? Die Mutter darf nichts erfahren.«

»Ja, Herr!«

Der Ruderer entfernte sich.

»Giovanni, wo bist du denn?«

Da konnte der Freund nicht länger schweigen. »Hier bin ich, Marco!« Sie begrüßten sich, als hätten sie sich seit Jahren nicht gesehen. Dabei besuchte ihn Marco jede Woche. Eigentlich sollte er an diesem Tage zum Bruder Lorenzo gehen, der ihn in der Religion, im Schreiben, Lesen und Rechnen unterrichtete. Aber einmal musste er doch nach Murano, zu Giovanni und Giannina!

Sie hatten sich vor zwei Jahren auf dem Fest der Fischer kennengelernt. Giovanni hatte ein altes italienisches Volkslied gesungen, und Marco, der Sohn eines vornehmen Patriziers und Kaufmanns, erhielt von seiner Mutter die Einwilligung, den Jungen mit der herrlichen Stimme in ihr Haus einzuladen.

So hatte die Freundschaft zwischen Marco und Giovanni, dem Sohn des Steinbauers Ernesto, begonnen. Marcos Mutter war mit dem häufigen Zusammensein der Freunde nicht recht einverstanden. Aber ihre Sorge um den Gatten, der vor dreizehn Jahren mit seinem Bruder Maffio Polo auf eine weite, abenteuerliche Reise gegangen war und seitdem kein Lebenszeichen gegeben hatte, machte sie müde und teilnahmslos. Sie ließ es an der strengen Aufsicht fehlen, und Marco fand öfter

Gelegenheit, Giovanni und Giannina aufzusuchen. Paolo, ein Diener des Hauses, half ihm dabei.

Marco war größer als Giovanni und von schöner Gestalt. Seine Stirn verriet Abenteuerlust; wenn er erregt war, funkelten die Augen, und sein Kinn schob sich angriffslustig vor. Zuweilen war er hochfahrend und wollte seinen Willen durchsetzen, auch wenn das, was er vorhatte, unvernünftig war. Er ließ nicht gern von einem Unternehmen, das er sich in den Kopf gesetzt hatte. Doch wenn er bei Giovanni war, bezähmte er seinen eigenwilligen Sinn und hörte auf das, was der Freund ihm sagte.

Giovanni und Marco standen eine Weile nebeneinander und schauten auf das Wasser, das jetzt unter der Berührung einer leichten Brise wie ein lebendiges Wesen atmete.

»Ich war auf der Piazzetta, bevor ich zu dir kam«, sagte Marco, »und habe einem Geschichtenerzähler zugehört. Er war zerlumpt wie ein Bettler und barfüßig. Aber erzählen konnte er wie ein König.«

Giovanni sah an sich herunter. Barfüßig war der Geschichtenerzähler auf der Piazzetta gewesen? Er blickte auf den Freund, der Kleider aus feinem florentinischen Tuch und teure Schnallenschuhe trug, dann sah er wieder an sich herunter. Ein Hemd trug er und eine derbe Hose. Und barfüßig war er wie der Geschichtenerzähler auf der Piazzetta!

»Was ist denn, Giovanni?«, fragte Marco, der die hellen Augen des Freundes auf sich gerichtet sah.

»Nichts«, antwortete Giovanni. »Die Blumen blühen. Sieh! Gelbe und rote und weiße. Und draußen das Schiff, nur die Masten siehst du noch!«

»Es fährt nach Byzanz. Ganz sicher fährt es nach Byzanz«, sagte Marco versonnen. Der Name dieser Stadt, der Hauptstadt des Oströmischen Kaiserreiches, übte einen eigentümlichen Reiz auf ihn aus. Byzanz war das Tor zu der märchenhaften Welt des Ostens, in der die mächtigen Mongolenkaiser herrschten. Nach Byzanz war Nicolo Polo, der Vater, und Maffio Polo, der Onkel, im Jahre 1250 gereist und fünf Jahre später, wie ein Freund des Hauses berichtete, zu einer abenteuerlichen Fahrt nach dem Mongolenreich aufgebrochen. Wenn der Name dieser Stadt genannt wurde, senkte die Mutter den Kopf, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen.

Marco liebte seine Mutter mit scheuer Verehrung. Sie war für ihn die schönste Frau von Venedig. Einmal hatte er zu ihr davon gesprochen, mit einem Schiff aufs Meer hinauszufahren, nach Byzanz, dann weiter nach Osten, um nach dem Vater und dem Onkel zu forschen und die geheimnisvollen Länder kennenzulernen, aus denen Seide und Edelsteine, farbenprächtige Teppiche und teure Gewürze und viele andere Waren nach Venedig gebracht wurden. Aber die Mutter war zornig geworden und hatte ihm befohlen, drei Tage das Haus nicht zu verlassen.

Maria, die Magd, sagte ihm, dass die Mutter den ganzen Tag geweint hätte. Marco hatte seitdem nicht mehr von seinen abenteuerlichen Gedanken zu ihr gesprochen.

Aber wenn er bei Giovanni war, konnte er von seiner Sehnsucht nach den fernen Ländern reden. Wie war es auch möglich, in Venedig zu leben, in dieser Lagunenstadt, wo sich Kaufleute und Seefahrer aus aller Herren Länder trafen, ohne von diesem Drang nach weiten Reisen und einträglichen Geschäften ergriffen zu werden?

»Woran denkst du wieder?«, fragte Giovanni den Freund.

»An das, was ich auf der Piazzetta gehört habe. Ich werde es dir später erzählen. Eine Geschichte von einem Diamanten, der so groß wie ein Taubenei ist. Komm, Giovanni, gehen wir zum Fischteich des Messer Celsi.« Die Bauern arbeiteten auf den Feldern. Ein Senator, von den beiden Jungen ehrerbietig begrüßt, sprengte auf seinem Rappen vorüber.

»Ija, iijja«, trieb ein Maultiertreiber seine Tiere an, die hochbeladen mit Heu gemächlich ihres Weges gingen.

Die beiden Jungen kamen an einer Glashütte vorbei, aus deren Kamin dunkler Rauch zum hellen Sommerhimmel stieg. Das Holztor war weit geöffnet. Die Glasmacher, ausgemergelt von der glühenden Hitze der Öfen, arbeiteten mit nacktem Oberkörper.

In der Nähe des Nonnenklosters, das auf der anderen Seite der Insel hart am Wasser lag, trafen sie Giannina. Sie wusste, dass Marco heute nach Murano kommen und mit Giovanni zum Fischteich gehen würde. Darum hatte sie an dieser Stelle gewartet. Aber sie tat so, als käme sie zufällig des Weges daher.

»Ach, da seid ihr beide?«, sagte sie. »Beinahe wäre ich an euch vorbeigegangen. Guten Tag, Messer Marco, guten Tag, Messer Giovanni.« Sie verbeugte sich und breitete die Arme aus wie eine Dame am Hofe

des französischen Königs. »Es ist mir eine hohe Ehre, Euch begrüßen zu dürfen, hochedle Herren.« Diese Anrede hatte sie von ihrer Mutter gelernt, die in der Küche des Nonnenklosters beschäftigt war und des Öfteren mündliche und schriftliche geheime Botschaften der Nonnen nach der Stadt bringen musste.

»Fein seht Ihr wieder aus, Messer Marco«, sagte sie und lehnte sich an den Stamm einer dunklen, schlanken Zypresse.

»Immer musst du spotten«, sagte Giovanni verlegen.

»Lass sie, Giovanni. Sie wird bald wieder vernünftig.« Auf Marcos Stirn zeigten sich ärgerliche Falten.

Da fegte das Mädchen mit einem hellen Lachen die Misssstimmung hinweg und tanzte übermütig um die Jungen herum. »Nehmt mich mit«, rief sie. »Wenn ihr mir abends helft, Wasser aus der Zisterne zu holen, kann ich mitkommen.«

»Gut, gut!«, brummte Marco zufrieden. »Komm nur mit, ich habe eine schöne Geschichte zu erzählen.«

»Und Giovanni wird singen«, sagte Giannina und legte den Arm um die Schulter des Freundes. »Ja, Giovanni? Wirst du singen?« Sie sah ihn bittend an.

Giovanni nickte. Aus seinem Gesicht war alle Wehmut verschwunden. Barfußig ging er neben seinem Freund her, der staubige Pfad stieg leicht an und führte zu einer aus rohen Balken gefügten Brücke, die sich über einen schmalen Kanal spannte, der links und rechts mit Stämmen und Faschinen befestigt war.

»Geht nur«, sagte Marco. »Ich komme gleich nach.« Er setzte sich nieder, zog Schuhe und Strümpfe aus und versteckte sie im Gebüsch. Dann lief er leichtfüßig und froh über die Brücke, bis er wieder neben Giovanni und dem Mädchen war.

Früher war es gefährlich gewesen, in die Nähe des Fischteiches, der dem reichen Landmann Celsi gehörte, zu kommen. Zwei Wächter, mit dicken Knüppeln bewaffnet, hatten darauf geachtet, dass keiner fischte oder sich am Ufer herumtrieb. Der Große Rat von Venedig aber hatte eine Verordnung erlassen, dass die Fischteiche der Inselstadt zugeschüttet werden müssten. Messer Celsi widersetzte sich anfänglich dieser Verordnung. Der Fischteich gehörte seit alters zu den Gerechtsamen seiner Familie, hatte er dem Großen Rat in einem umfangreichen Schriftstück bewiesen, und die Regierung der Stadt habe kein Recht, ihm sein

Eigentum zu nehmen. Die Proveditori seiner Pfarrrschaft aber hatten ihm mit einer hohen Strafe gedroht, wenn er dem Befehl der Regierung nicht nachkommen werde. So war dem Messer Celsi nichts übriggeblieben, als nachzugeben.

Seit dieser Zeit gab es keine Wächter mehr. Ein Teil des Teiches war schon angefüllt worden, aber noch schimmerte eine ovale, an den Rändern mit Schilf bewachsene Wasserfläche und zog die Kinder zu Spiel und Fischfang an. Allerdings gab es nicht mehr viele Fische im Teich, Messer Celsi hatte ihn mit großen Netzen ausfischen lassen, und nur wenige große und zahlreichere kleine Fische waren dem Raubzug entgangen.

Der Teich lag unbewegt im Licht der Sonne, die hoch im Mittag stand. Keiner schien in der Nähe zu sein. Wer sollte auch zu dieser Stunde an den einsamen Ort kommen? Die Glasmacher standen bis in den Abend hinein vor den glühenden Öfen, die Bootsbauer setzten kunstfertig die Planken und Bretter zusammen, die Bauern und Tagelöhner arbeiteten auf den Feldern, die Maurer und Steinbauer bauten an den Palästen der Grafen, Herzöge und reichen Kaufleute, und die Bettler und Gaukler und Händler trieben sich vor den Kirchen und auf den Plätzen herum oder gingen von Haus zu Haus ihren verschiedenen Geschäften nach.

Im Schilf versteckt lag das Boot, das vor Wochen noch, halb mit Wasser gefüllt, neben dem brüchigen Holzsteg gelegen hatte. Giovannis Vater, der gute Ernesto, wie er von den Arbeitern genannt wurde, hatte es wieder flottgemacht. Er konnte Giovanni nichts abschlagen.

Die beiden Jungen und Giannina sprangen den sandigen Abhang hinunter, wateten durch brusthohes Schilf zum Boot und kletterten hinein.

Giovanni setzte sich auf die Steuerbank. Giannina und Marco ließen sich in der Mitte des Bootes auf die Planken nieder. Es war so seltsam still, dass man annahm, jeden Augenblick müsse etwas Besonderes geschehen. Die Blätter der beiden Birken auf dem Steilufer zitterten, eine Wildentenfamilie raschelte im Schilf, und hier und da plumpste etwas ins Wasser, als fiel ein Stein hinein.

»Frösche«, sagte Marco.

Giovanni hatte sich so gesetzt, dass Giannina seinen Rücken nicht sehen konnte. Immer, wenn das Mädchen in der Nähe war, litt er unter seiner verwachsenen Gestalt. Manchmal glaubte er, ein böser Geist



habe ihm den Höcker angehext. Einmal war er in seiner Verzweiflung zum alten Francesco gelaufen, von dem man sagte, dass er aus heilkräftigen Pflanzen Zaubertränke herstellen könne, und hatte ihn um ein Mittel zur Entfernung des Höckers gebeten. Francesco aber hatte ihm nicht helfen können. »Mach dir nichts daraus, mein Sohn«, hatte er gesagt. »Du hast doch kräftige Arme und einen Brustkorb wie ein griechischer Athlet. Was macht schon der kleine Höcker? Gott hat dir gute Augen und eine herrliche Stimme gegeben. Geh, mein Sohn, sei nicht traurig!« Diese Worte hatte sich Giovanni tausendmal wiederholt, aber die Schwermut in seinem Wesen wollte nicht weichen.

Giannina las die Gedanken des Freundes in den feinen Linien seines Gesichtes. Und sie wollte, dass er froh sei. Aber es war nicht leicht, die richtigen Worte zu finden. So redete sie alles durcheinander, was ihr gerade einfiel. »Hört, wie die Vögel singen! Dort am Himmel eine weiße Wolke! Wie ein Schiff! Ein Krebs, sieh, Giovanni, ein Krebs!« Jeden Augenblick entdeckte sie etwas Neues.

Giovannis Gesicht hellte sich auf.

Sie sagt das alles nur, um Giovanni aufzuheitern, dachte Marco.

»Soll ich euch nun die Geschichte von dem Edelstein erzählen?«, fragte er laut. »Oder wollen wir erst hinausrudern?«

»Im Schilf ist es kühler. Und keiner kann uns entdecken. Erzähle, Marco!«, bat Giovanni. Er zog die Knie an, umspannte sie mit den Armen und legte den Kopf lauschend zur Seite.

Marco begann: »Ich werde es so erzählen, wie ich es auf der Piazzetta gehört habe. Und der Geschichtenerzähler hat geschworen, dass jedes Wort wahr sei. Hört also: In Toulouse wohnte ein Graf, der eine schöne Tochter besaß. Er lebte mit seinem Nachbarn Don Fernando, Graf von Barcelona, seit langen Jahren in Fehde. Eines Tages aber, müde

des ewigen Kriegführens, das wechselseitig beide Länder verwüstete, schlossen sie Frieden und kamen zu einem Gastmahl zusammen, auf dem sie sich mit größter Ehrerbietung begrüßten. Um den Friedensbund zu festigen, beschlossen sie, den Sohn des Don Fernando mit der schönen Julia, der Tochter des Grafen von Toulouse, zu vermählen. Nun hatte der Graf von Toulouse seiner Tochter versprochen, ihr einen Gatten nur mit ihrer Zustimmung zu wählen. Aber er hatte keine Sorge, denn der Jüngling war von edler Gesinnung und bewegte sich mit feinem Anstand, wie es die französische Höflichkeit verlangte. Die Eltern richteten es so ein, dass sich die beiden in Toulouse im Hause der Braut trafen. Julia und der Jüngling verliebten sich gleich beim ersten Zusammentreffen. Über die Mitgift wurden sich die Eltern bald einig. Julias Vater hielt sie in guten Goldstücken bereit, die ihm der reiche Graf von Provence auf die Güter von Arles und Tarascon geliehen hatte.

Nun besaß die schöne Julia einen Diamanten von seltener Kostbarkeit. Er war so groß wie ein Taubenei und funkelte im Sonnenlicht, dass man die Augen von ihm abwenden musste. Er strahlte wie eine kleine Sonne und tauchte die Umgebung in gleißendes Licht. Diesen Diamanten, den sie zur Hochzeit in Barcelona tragen wollte, vertraute Julia ihrem Verlobten an, damit er ihn wohlbehalten in sein Haus bringe.

Der Jüngling ritt nach herzlichem Abschied wohlgemut mit seinem Gefolge zur Küste, wo sie ein Schiff zur Weiterfahrt erwartete. Ein böses Schicksal wollte es, dass sie unterwegs von normannischen Seeräubern, die sich bis in die katalonischen Gewässer gewagt hatten, angegriffen und nach kurzem, heftigem Kampf besiegt wurden. Die meisten aus dem Gefolge des jungen Grafen waren im Kampf gefallen, er selbst aber war wie durch ein Wunder unverletzt geblieben. Die Räuber plünderten das Schiff und schleppten die Gefangenen, von denen sie sich ein Lösegeld erhofften, nach ihrem Schlupfwinkel auf der Insel Madeira. So fiel der kostbare Diamant, den die schöne Julia zu ihrer Hochzeit tragen wollte, in die Hände der Seeräuber und ist bis heute nicht wiederaufgetaucht.«

Marco, der während seiner Erzählung aufs Wasser geblickt hatte, sah nun erwartungsvoll auf Giannina und Giovanni.

»Und was ist mit dem Jüngling geschehen?«, fragte Giannina. »Erzähl doch weiter!«

»Und Julia, die Braut?«, fügte Giovanni hinzu.

»Der junge Graf ist freigelassen worden, nachdem die Seeräuber das hohe Lösegeld in Gold erhalten hatten. Aber Julia war über den Verlust des kostbaren Diamanten so erbost, dass sie ihrem Verlobten heftige Vorwürfe machte. Sie sagte, sie würde ihn erst dann heiraten, wenn er den Diamanten wieder herbeigeschafft hätte.«

»Eine schlechte Braut«, sagte Giannina empört. »Ich hätte ihn geheiratet, und wenn er bettelarm geworden wäre. Er kann nur froh sein, dass die Seeräuber den Diamanten geraubt haben. Wenigstens hat er den schlechten Charakter seiner Braut kennengelernt.«

Giovanni nickte zu Gianninas Worten. Aber Marco fuhr fort: »Der Geschichtenerzähler hat weiter berichtet, dass der Jüngling untröstlich über Julias Worte gewesen ist und nun schon seit Jahren mit drei Schiffen nach den Seeräubern sucht, die den Diamanten erbeutet haben.«

»Ein Esel ist er«, sagte Giannina und zog verächtlich die Augenbrauen hoch. »Er wird den Diamanten nie finden.«

»Das Meer ist weit«, meinte Giovanni. »Wenn du am Strand des Lido stehst und aufs Meer hinausschaust, dann siehst du nur Wasser und Himmel. Und die großen Schiffe sind in der Ferne winzig kleine Punkte.«

»Ich glaube, dass der Jüngling den Diamanten finden wird«, sagte Marco erregt. »Wenn man sich etwas fest vorgenommen hat, erreicht man es auch.«

Die drei im Boot hingen noch eine Weile ihren Gedanken nach. Giannina meinte dann, dass sie sich das Leben auf einem Seeräuberschiff gut vorstellen könne. Sie hätte nichts dagegen, an einem Streifzug der Seeräuber teilzunehmen.

»Mädchen kann man da nicht gebrauchen«, sagte Marco.

»So? Meinst du, der Anführer der Seeräuber hätte keine Braut?«, fragte Giannina zornig. »Wenn wir drei auf einem Seeräuberschiff wären, würde ich Giovannis Braut sein.« Marco wollte spöttisch auflachen. Aber als er Giovannis frohes Gesicht sah, unterdrückte er es.

Sie ruderten auf das Wasser hinaus und blieben mitten auf dem Teich liegen. Marco genoss die Stille der Natur. In Venedigs Straßen, auf den Kanälen und Plätzen, an den Kais, wo die Schiffe anlegten, war es laut und erregend, so dass die Tage bis zu der Fahrt nach Murano wie ein Vogelschwarm eilig vorbeirauschten. In Venedig war sein Herz immer in Aufruhr. Hier bei den Freunden fühlte er, wie die innere Unruhe wich.

Er konnte ihnen alles sagen, was ihn bewegte. Sie hörten ihm gespannt zu, wenn er davon sprach, dass er eines Tages mit einem Schiff über das Meer fahren werde, um in den fernen Ländern seinen Vater und seinen Onkel zu suchen; und sie glaubten fest daran, dass er seinen Vorsatz ausführen werde. Dieser Glaube half ihm über viele Zweifel hinweg, die ihn quälten. Ja, so war es: Hier auf Murano dachte keiner daran, ihn drei Tage einzusperren, wenn er von seiner Lieblingsidee sprach. Er war nun schon vierzehn Jahre alt, konnte lesen und schreiben und hatte von Bruder Lorenzo viel Interessantes von fremden Ländern und Städten erfahren. Auch aus den Gesprächen der weitgereisten Kaufleute, der Seefahrer und Kreuzritter hatte er hier und da einige Worte aufgefangen, die seine Vorstellung von den fremden Völkern erweiterten.

»Marco, wo bist du wieder mit deinen Gedanken?«, rief Giannina und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Jagst du noch dem Diamanten nach? Stumm wie die Fische seid ihr heute. Lasst uns ans Ufer fahren und Krebse fangen!«

»Giannina hat recht«, sagte Giovanni. »Rudere ans Ufer, Marco.«

Aber der Krebsfang wollte nicht glücken. Vergebens wateten sie im Wasser umher, kein Krebs war heute zu sehen. Da legten sich die beiden Jungen am Ufer in die Sonne, und Giannina lief, um Essen zu besorgen. Bald kam sie mit zwei Melonen und einem Kanten Weißbrot zurück. Marco zog seinen Dolch, den er immer bei sich trug, heraus und zerschnitt die Früchte. Das gelbe, saftige Fleisch schmeckte süß und duftete.

Nachdem sie gegessen hatten, ruderten sie den Kahn wieder ins Schilf und machten sich auf den Weg nach der verfallenen Villa. Sie wollten sich auf die Steinstufen setzen und warten, bis Paolo käme. Marco holte seine Schuhe und Strümpfe aus dem Versteck neben der Holzbrücke und trug sie unter dem Arm. Es war angenehm, barfüßig über die sonnenwarme Erde zu gehen. Auf der Wiese rechts neben dem Pfad weidete eine Kuhherde.

Sie gehörte dem Messer Celsi, der auch ohne Fischteich reich genug war, um seine beiden Töchter wie die Damen der Patrizier und Edelleute in Brokat und Seide zu kleiden.

Noch immer lag die Lagune unbewegt, nur hier und da, wenn ein flüchtiger Windhauch darüber hinweghuschte, kräuselte sich die Oberfläche des Wassers. Die Sonne neigte sich langsam und stetig dem

Abend zu. Der Gesang der Vögel klang müde, und die Heckenrosen hinter dem Zaun senkten die Köpfe.

Giovanni hatte sich auf die Steine gesetzt und summt leise eine Melodie.

»Sing, Giovanni«, bat Giannina.

Und Giovanni sang das alte Lied von den zwei Fischern, die auf das Meer hinausfuhren, mit den Wellen um ihr Leben kämpften und am Abend mit reichem Fang zurückkehrten.

Seine Stimme klang so strahlend hell über die Lagune, dass alles ringsumher versank. Die Melodie wehte bis zu den Fischern hinaus. Sie vergaßen die Netze und wandten die Köpfe dem Sänger zu, der jetzt auf den weißen Stufen stand und die Arme ausgebreitet hielt. Paolo, der sich mit schnellen Ruderschlägen näherte, ließ die Ruder sinken und blieb unbeweglich auf der Lagune liegen. Der Himmel und das Wasser umfingen die Insel wie gläserne Mauern, die die Töne zurückzuwerfen schienen.

Giannina saß zu Füßen des Freundes und sah unverwandt zu ihm hinauf. Sein Gesicht hatte sich verändert, die Augen leuchteten noch heller als sonst, und um den Mund und die Augen lag das stolze, trotzig-lachen der Fischer, die mit ihrem Boot das Wasser bezwangen und im Toben des Sturms ihren Mut und ihre Kraft erprobten.

»Giovanni singt!« Ganz leise formten Gianninas Lippen diese Worte. Und der Gesang war für sie wie ein Wunder.

Marco stand am nahen Zaun und spürte nicht den betäubenden Duft der Rosen. Er sah, wie der Schatten des Feigenbaumes auf die Steine fiel, er sah Giannina und Giovanni, er nahm die Marmorsäulen und den sonnenglänzenden, silbernen Wasserspiegel wahr. Das alles gehörte zu der Melodie und den Worten, die der Freund in der weichen venezianischen Mundart sang. Marco fühlte seine Kräfte wachsen. Er war bereit, eine Heldentat zu vollbringen. Der Gesang gab ihm große und kühne Gedanken ein. Als Giovanni geendet hatte, sagten sie eine ganze Weile kein Wort. Sie lauschten nach dem Wasser, auf dem das Lied noch nachzuklingen schien.

»Schön hast du gesungen, Giovanni«, sagte Giannina dann.

Paolo, Marcos Diener, nahm die Ruder in die Hände und steuerte auf die Villa zu. Die Fischer achteten wieder auf ihre Netze, kleine Wellen spülten um die Eichenstämme, die in den Grund des Wassers gerammt waren, um den Schiffen der Kauffahrer den Weg zu weisen.

Marco zog sich Strümpfe und Schuhe an. Er gab Giannina die Hand und umarmte den Freund. »Wunderbar kannst du singen. Giovanni! Bald komme ich wieder!« Dann sprang er behände ins Boot. Paolo lächelte den Kindern freundlich zu und stieß das Boot ab.

»Addio, Giannina! Addio, Giovanni!«, rief Marco und winkte noch lange den Freunden.

Über den Palästen, Kirchen und Hütten von Venedig stand der Sonnenball, das helle Blau des Himmels ging in ein zartes Rosa über. Marcos Boot verschwand im sommerlichen Dunst.

»Komm, Giannina«, sagte Giovanni. »Ich helfe dir Wasser tragen.«

EIN KNABE *muss verschwinden*

Nächtliches Dunkel lag über Venedig. Die Straßen und Kanäle wurden von den in weiten Abständen aufgehängten Öllampen spärlich erleuchtet. Manche brannten nur in der ersten Hälfte der Nacht, weil die gewinnsüchtigen Ölpächter mit dem Öl sparten. Die vom Senat in den einzelnen Sestieren eingesetzten Signori di notte, die den Polizeidienst leiteten und nächtliche Diebstähle, Raub und Mord aburteilten, hatten schon mehrere Ölpächter mit empfindlichen Geldstrafen belegt, weil sie durch ihren Geiz die öffentliche Sicherheit gefährdeten.

Eines Nachts war sogar ein hoher Beamter der Signori di notte, ein peinlicher Nachrichter, von einer Diebesbande überfallen worden. Sie raubten seinen scharlachroten Mantel und die Geldbörse und wollten ihm gerade den Finger abschneiden, um in den Besitz eines kostbaren Ringes zu kommen, als einige Arsenalarbeiter dem Edelmann zu Hilfe eilten. Die Diebe verschwanden, als hätte die Nacht sie verschluckt, und der Richter kam noch einmal mit einem Schrecken davon.

Es war gefährlich, um diese Zeit durch die schmalen, ungepflasterten Straßen zu gehen. Besonders dunkel war es im Sestier di Castello, in der Nähe des Arsenal, das mit seinen Mauern wie eine Burg, rings umgeben von Wasser, dalag. In diesen mächtigen Gebäuden waren die wichtigsten Werkstätten der Stadt untergebracht, in denen die geschickten Hände der Handwerker die Schiffe bauten und vom Ruder

bis zum Segelwerk ausrüsteten. Hier waren nach den Seeschlachten mit den Normannen oder Genuesen die beschädigten Schiffe repariert worden. Hier befand sich das riesige Waffenlager der Stadt, hier lagen Kauffahrerschiffe, Kriegsschiffe und Galeeren.

Gegen die zweite Nachtstunde näherte sich eine Barke dem an der Wasserseite liegenden Eingang. Zwei Fackelträger, einer im Vorderteil, der andere im hinteren Teil der Barke stehend, beleuchteten das dunkle Wasser. Vier Soldaten tauchten ohne sonderliche Eile im gleichmäßigen Takt die Ruder ein und zogen sie zurück. Hinter ihnen stand ein junger Offizier und spähte zu den beiden Wachtürmen hinauf, die den Eingang links und rechts flankierten. Auf den Anruf der Wachposten sagte der Offizier die für diese Nacht gültige Parole. Gleich darauf wurde das schwere eichene Schutzgitter aufgezogen, und die Barke glitt lautlos hinein.

Pietro Bocco, einer der sechs Patroni dell'Arsenale, welche die Oberaufsicht über die gesamte Verwaltung des Ortes führten, hatte diese Nacht noch nicht geschlafen. Seine Stirn war gefurcht von den Gedanken, die ihn in den Nächten, da er als Patrone di guardia in einem besonderen Wachzimmer schlief, bedrängten.

Als er draußen Schritte hörte, stand er auf, zog seine rote Weste zurecht und warf den violetten Rock über. Nachdem der junge Offizier eingetreten war, meldete Pietro Bocco, dass im Gelände des Arsenal alles in Ordnung sei. Pietros Miene hatte sich mit einem Schlage verändert. Keine Spur von Missstimmung war mehr zu bemerken. Er plauderte mit dem Offizier wie mit einem Menschen, der eben eine gute Botschaft gebracht hat. Pietro Bocco verstand es, seine wahren Gedanken zu verbergen. Nur die grauen Augen behielten im Gespräch den kalten Glanz. Nach wenigen Minuten schon verließ der Offizier, zufrieden, dass es keine Zwischenfälle gegeben hatte, das Wachzimmer und ging zu der wartenden Barke.

Die Schildwache auf dem Mittelurm, die genau wusste, dass der Offizier im Arsenal war, rief die Namen der Wachposten auf den übrigen Türmen: »Dimitro!«, »Ernesto!«, »Benedetto!«, »Danielo!«, hallte es durch die Nacht. Und jedes Mal antwortete der Angerufene mit einem lauten »Ja!«, als Zeichen, dass er nicht schlief.

Das Eichengatter wurde aufgezogen, und die Barke mit den bewaffneten Fackelträgern fuhr wieder in die Nacht hinaus.

Pietro Bocco setzte sich in den mit Holzschnitzereien reichverzierten Stuhl, stützte die Unterarme auf den Tisch und starrte in das trübe Licht der Lampe. Es war so wie jede Nacht. Er hörte die Rufe der Schildwachen und stellte sich im Geiste vor, wie die Patrouille rings um die dicken Mauern des Arsensals ging. Das waren Gedanken, die am Rande seines Bewusstseins waren. In Wirklichkeit kreisten sie nur um den einen Hauptgedanken und tasteten sich wie Diebesfinger immer näher an ihn heran.

Es war so wie jede Nacht, aber in seinem Gesichtsausdruck lag etwas, das anzeigte, dass heute die Entscheidung fallen würde. Woher kam plötzlich die Müdigkeit in seinem schmalen Gesicht, das durch den ergrauten Spitzbart noch schmaler wirkte? Waren es die nächtelangen Überlegungen und inneren Kämpfe, die ihn so müde machten, oder schöpfte er Kraft für die bevorstehenden Handlungen? Pietro Bocco, Patrone dell'Arsenale, schloss die Augen und neigte den Kopf über die Tischplatte.

Das matte Lampenlicht spiegelte sich in der Fensterscheibe. Ganz fern klangen jetzt die Rufe der Schildwache: »Dimitro!«, »Ernesto!«, »Danielo!«, »Benedetto!« Die Zeit verrann unendlich langsam.

Das letzte kaufmännische Unternehmen des Pietro Bocco war nicht glücklich gewesen. Zwei Schiffe mit Glaswaren, Tuch und Goldschmiedearbeiten waren in die Hände kroatischer Seeräuber gefallen. Dachte der einsame Mann in der Wachstube jetzt an diesen Verlust?

Sein Vermögen war zusammengeschrumpft. Aber Kaufleute wie Pietro Bocco lassen sich nicht so schnell zu Boden werfen; sie sind zäh und schlau, und wenn es um Gold und Dukaten und politische Macht geht, sind sie bereit, mit dem Teufel zu paktieren.

Pietro schlief. Sein Kopf lag auf den Unterarmen, der Lichtschein fiel auf die grauen Haare. Es war kein beruhigender Schlaf; schon nach kurzer Zeit hob er den Kopf und sah benommen auf die Fensterscheibe. Er glaubte das Gesicht des Knaben, das ihm im Traum erschienen war, darin zu erblicken. Es war das Gesicht Marco Polos, seines Neffen, das er auf der dunkel schimmernden Scheibe sah. Ärgerlich wischte er sich mit der Hand über die Augen, drehte sich um und ging im Zimmer auf und ab. Dann öffnete er die Tür und rief den Wachposten. Eilig griff dieser nach seiner Pike und trat ins Zimmer.

»Geh, hol mir den Schreiber Luigi!«

»Jawohl, Herr!«

Der Posten lief schnell den Flur entlang, ging im normalen Schritt die Treppe hinunter und tappte dann langsam über den Hof, der Wohnung Luigis zu. Er murmelte ärgerliche Worte über die Verrücktheit des Patrone, mitten in der Nacht einen armen Schreiber wecken zu lassen.

Die Entscheidung war gefallen. Wenn alles nach dem Kopfe des Pietro Bocco ging, würde er bald im Besitz des Vermögens von Nicolo Polo sein; und dann hatte er Geld genug, um den Wahlherrn seines Sestiers, den vornehmen Messer Morosini, zu veranlassen, ihn als Senator zu wählen.

Senator Pietro Bocco. – Nur Marco Polo, der Erbe seines Schwagers, war ihm noch im Wege. Mit der Heimkehr Nicolo Polos war ja nicht mehr zu rechnen. Und die Schwester würde den Schmerz über den Verlust ihres Sohnes nicht überleben.

Pietro steckte seinen Kopf zum Fenster hinaus und sah die unzähligen Sterne am Himmel. Es war eine milde Nacht, ein leiser Wind fächelte Kühlung. Im Wasser spiegelten sich die Sterne, unruhiger Schein von Fackeln huschte darüber hin. Vom Holzlagerplatz kam der würzige Geruch des Buchen- und Tannenholzes, das von den Zimmerleuten zu Masten und Rudern verarbeitet werden sollte.

Senator Pietro Bocco! Wenn er erst Senator wäre und wieder Patrone dell’Arsenale würde, brauchte er diesen entwürdigenden Nachtdienst nicht mehr zu leisten. Das bliebe den anderen drei Patroni vorbehalten, die nicht im Senat saßen. Er hätte es dann auch nicht mehr nötig, im Arsenal zu wohnen, sondern könnte sich draußen frei bewegen und fände genügend Zeit, vorteilhafte Handelsgeschäfte abzuschließen.

Die Arsenalarbeiter nannten den Palast, den er im Arsenalgelände bewohnte, die »Hölle«. Und sie hatten recht mit dieser Bezeichnung. Der Aufenthalt in diesem düsteren, ungemütlichen Bau war nicht angenehm. Der zweite Palast, in dem Paolo Fragipani wohnte, hieß »Fegefeuer« und war nicht gemütlicher als Pietro Boccas Behausung. Der Palast des dritten Patrone dell’Arsenale aber wurde »Paradies« genannt.

Pietro Bocco erinnerte sich, dass er in dem geheimen Kampf um die beste Wohnung im Arsenal unterlegen war, weil er dem verantwortlichen Senator nicht so viel Dukaten bieten konnte wie die beiden anderen Bewerber. Alles hing vom Geld ab. Und Geld verdiente man, wenn

man Schiffe ausrüsten und in die Häfen von Byzanz und Alexandria, an die Küsten Frankreichs, Spaniens, Englands, Portugals, Nordafrikas und Kleinasiens entsenden konnte. Besonders der Handel mit den Waren aus dem Nahen und Fernen Osten brachte hohen Gewinn.

Pietro Boccas Augen glühten, wenn er daran dachte, wie Kaufmannsfamilien, vor Jahren noch unbedeutend, zu Reichtum gekommen waren. Mit dem Reichtum waren sie auch zu großem politischem Einfluss gelangt, waren entweder Mitglieder des Senats geworden oder hatten einträgliche Stellen als Gesandte an den fremden Höfen erhalten. Und er war auf dem besten Wege gewesen, einen ähnlichen Aufstieg zu nehmen, bis das missglückte Handelsunternehmen seine ehrgeizigen Pläne durchkreuzt hatte.

Der Mann trat zurück und schloss das Fenster. Er wusste, dass er vor diesen Gedanken keine Ruhe finden würde. Sie zwangen ihn, immer und immer wieder daran zu denken, dass es nur diese einzige Möglichkeit für ihn gab, schnell zu Geld zu kommen.

Da hörte er draußen Schritte. Es klopfte; zögernd trat der Schreiber Luigi Farino ein und verbeugte sich. »Da bin ich, Herr! Was wünscht Ihr?«

Pietro Bocco hatte sich in seinem Sessel aufgerichtet. Durchdringend sah er den Schreiber an. Aber Luigi war keiner, dem man Furcht einflößen konnte. Es war bekannt, dass ihn nichts aus der Fassung brachte. In seinem unbewegten Gesicht war nie abzulesen, ob er Schmerz oder Freude, feige Angst oder zornigen Mut spürte. Er hatte Pietro Bocco und anderen Herren mehrmals vertrauliche Dienste geleistet. Man wusste seine Verschwiegenheit und kalte Ruhe zu schätzen.

»Setz dich, Luigi!« Der Patrone wies auf den Stuhl vor seinem Tisch. Er versuchte dem kalten Glanz in seinen Augen einen freundlichen Schimmer zu geben. Einen winzigen Augenblick dachte er sogar daran, von seinem Vorhaben abzusehen. Luigis glatte, unbeteiligte Miene behagte ihm nicht.

Aber er befreite sich schnell von diesem flüchtigen Gedanken und sagte plötzlich: »Ein Knabe muss verschwinden, Luigi!«

Der Schreiber blickte den Patrone unverwandt an. Sein Gesicht sah aus, als hätte ihm einer »Buongiorno« gewünscht.

Ein unangenehmer Bursche, dachte Pietro Bocco. Aber ich brauche ihn. Laut sagte er. »Na, Luigi?«

»Das kommt darauf an, Herr, wie viel ...«

Pietro Bocco winkte ärgerlich ab. »Du weißt, dass ich für gute Dienste gutes Geld zahle!«

»Verschwinden soll der Knabe, Herr?«, fragte Luigi. »Wie soll ich das verstehen?«

»Ganz einfach«, erwiderte der Patrone mit harter Stimme, »er darf nie wieder in Venedig oder dort, wo Venezianer Einfluss haben, auftauchen!«

»Jawohl, Herr!«

Pietro Boccas schmales Gesicht mit den zusammengekniffenen Lippen und der edlen Stirn sah düster und entschlossen aus. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Er zog seine Geldbörse heraus und zählte fünfundzwanzig Dukaten auf den Tisch.

»Die anderen fünfundzwanzig bekommst du, wenn du meinen Auftrag erfüllt hast.«

Er beugte sich über den Tisch und nannte leise den Namen des Knaben.

Luigi strich gleichmütig das Geld ein und schlurfte hinaus.

GIANNINA

Das dunkle, zierliche Mädchen wohnte mit seinen Eltern in einem Holzhaus, zu dem ein kleiner Garten gehörte. Es kam nicht oft vor, dass sie einen ganzen Nachmittag freihatte, zu Hause gab es viel zu tun. Der Vater war Meister in der Glashütte und arbeitete bis zum Abend. Daheim saß er grübelnd am Tisch und legte Proben von Spiegelglas vor sich hin, prüfte sie im Dämmerlicht und Kerzenschein, sah viele Male hinein und ließ die Gegenstände des Zimmers oder der Natur sich widerspiegeln. Er sann darüber nach, wie man die begehrten Spiegel von Murano, die selbst der byzantinische Kaiser lobte, noch schöner und vollkommener herstellen könne.

Gianninas Vater betrachtete die einzelnen Spiegelarten, die ein anderer kaum voneinander unterscheiden konnte, mit geübten Augen. Für ihn hatte jeder Spiegel eine Seele. Der eine war lügnerisch und falsch, der andere offen und wahrheitsliebend, der dritte hoffärtig und

kalt wie ein verwöhnter Fürstenson. Sie waren vor allem durch die Art und Weise, wie sie die Linien und Farben des Gesichtes wiedergaben, voneinander verschieden. Der eine lobte und schmeichelte, der andere zeigte unbestechlich jede Runzel, der dritte schimmerte in äußerer Pracht, nahm aber jede menschliche Wärme weg.

Gianninas Vater wollte einen Spiegel schaffen, der nicht nur das Äußere des menschlichen Antlitzes, sondern auch das, was das Leben hineingeschrieben hatte, wiedergab. Er war von Natur ein stiller, versonnener Mann, der nur wenig Worte machte. So lebte er neben seiner Tochter Giannina dahin und wusste nichts von ihr. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, einem Spiegel menschliches Gefühl einzuhauchen, und vergaß darüber die nächsten Menschen, die mit ihm lebten.

Vielleicht war das der Grund für die Gefühllosigkeit und den Krämergeist von Gianninas Mutter. Sie war früher anders gewesen. Möglich auch, dass die Umgebung im Kloster sie böse gemacht hatte. Wenn sie von ihrer Arbeit aus dem Kloster oder von einem ihrer geheimnisvollen Botengänge in das vornehme Rialtovierteil am Canal Grande nach Hause kam, fand sie für die Tochter kein gutes Wort. Sie suchte nach einem Vorwand, um mit ihr schimpfen zu können; und wenn sie schlecht gelaunt war, schlug sie das Mädchen. Häufig drohte sie, Giannina als Magd zu vermieten. Sie verlangte von ihrem Mann schon seit einem Jahr, dass er seine Zustimmung gäbe. Aber er hatte sich bis jetzt geweigert.

Giannina war nun zwölf Jahre alt geworden. Das freudlose Vaterhaus hatte ihr die kindliche Lust am Leben nicht nehmen können. Sie war temperamentvoll und übermütig, wenn sie mit den Freunden durch die Insel streifte. Und Giovanni, der im Nachbarhaus wohnte, hörte sie zu Hause bei der Arbeit singen. Es klang wie Vogelgezwitscher. Nachts aber, wenn sie auf ihrem Bett lag und vor den vielen ungeklärten Fragen, die sich vor ihr auftaten, nicht schlafen konnte, begann sie manchmal ohne einen besonderen Grund zu weinen. So war das Leben, Licht und Dunkel wohnten nebeneinander. Einmal bist du traurig, Giannina, dann lachst du wieder! Das kleine Mädchenherz hat für alles Platz, was es auf der Welt gibt, für Sonne und Schatten, Gold und Bettlerlumpen.

Schön waren die Stunden mit Giovanni und Marco gewesen. Acht Tage waren vergangen. Giannina freute sich schon auf die nächste Zusammenkunft. Aber Marco hatte Bescheid geben lassen, dass er erst

Ende der nächsten Woche kommen könne. Also musste sie noch zehn Tage warten.

An einem Abend nun kam die Mutter früher nach Hause; sie war kaum ins Haus getreten, als sie schon mit freundlicher Stimme nach Giannina rief, die im Garten Aprikosen pflückte.

»Komm, meine Tochter, stelle den Korb in die Ecke und setz dich! Ich will dir etwas sagen.«

Verwundert sah Giannina ihre Mutter an. Was war geschehen? Hatte die Mutter einen besonders reichlichen Botenlohn erhalten, dass sie so guter Laune war? Der Vater war noch nicht zu Hause. Da standen die Aprikosen neben der Truhe und sahen aus wie kleine goldene Bälle. Ihr lieblicher Duft erfüllte das Zimmer. Die Mutter suchte nach Worten. Oder kam es Giannina nur so vor? Auf einmal hatte sie das Gefühl, dass sie etwas Unangenehmes erfahren werde, etwas, das sie schon lange mit heimlicher Furcht erwartete.

»Ich war beim Messer Celsi, meine Tochter. Eben komme ich vom Messer Celsi. Ein feiner, großzügiger Herr! Sieh, er hat mir gleich fünf Zechinen Angeld gegeben.«

Die Mutter legte die Geldstücke auf den Tisch und betrachtete sie mit gierigen Augen.

»Ein feiner, großzügiger Herr«, wiederholte sie noch einmal leise. »Du wirst zu ihm als Magd gehen!«, sagte sie plötzlich mit veränderter Stimme. »Kriegst ein feines Kleid, mein Töchterchen, der Messer Celsi meint es gut mit dir. Freust du dich gar nicht? Undankbare, du! Deine Mutter rennt von früh bis spät, um dich zu versorgen, und du sitzt da wie ein Steinklotz. Kannst du nicht reden?«

Gianninas Mutter bewegte sich emsig in der Stube hin und her und vermied es, die Tochter anzusehen. Das Mädchen saß auf dem Stuhl und rührte sich nicht. Eben hatte sie noch Aprikosen gepflückt und war froh gewesen, weil die Sonne schien, weil der Wind in den Bäumen rauschte und alles im Garten so kräftig gedieh. Das Haus, der Garten, die vielen Spiegelglasproben, die überall in den Zimmern herumlagen, Giovanni's Gesang im Nachbargarten, die glücklichen Stunden mit den Freunden – das würde bald nur eine schöne Erinnerung sein.

»O Mama mia!«, schluchzte das Mädchen. »Wisst Ihr nicht, dass Messer Celsi seine Mägde schlägt? Messer Celsi ist ein böser Mann. Alle wissen es, Mama!«

»Red nicht solchen Unsinn, Mädchen!«, sagte die Mutter böse. »Messer Celsi ist ab morgen dein Dienstherr. Hüte dich, ihm Schlechtes nachzusagen.«

Als der Vater nach Hause kam, gab es eine Auseinandersetzung zwischen ihm und seiner Frau. Aber die währte nur kurze Zeit, die Frau setzte ihren Willen durch.

Er hatte einen Spiegel mitgebracht, der von zauberhafter Schönheit war, und glaubte, bald am Ziel seiner Wünsche zu sein. Mit einem besonderen Schleifverfahren wollte er ihm den feinen Schmelz verleihen, der nötig war, um die zartesten Farben und Schattierungen widerspiegeln zu können.

»Einmal muss das Mädchen mit dem Arbeiten anfangen, je früher, desto besser. Der Messer Celsi interessiert sich wirklich sehr für sie. Ein feiner, großzügiger Herr. Ach, da stehen ja noch die Aprikosen. Iss, Pietro, iss!«

»Wo ist sie?«, unterbrach er den Redeschwall seiner Frau.

»Wo soll sie sein? Drüben, beim Giovanni, die faule Dirne.«

»Hol sie!«

Gianninas Mutter horchte auf. Das klang wie ein Befehl. Schon lange hatte sie diesen Ton von Pietro nicht gehört. Sie lief in den Garten und rief ihre Tochter. »Giannina, Giannina, wo bist du denn? Komm schnell, der Vater will dich sprechen.«

»Sie kommt ja schon, Nachbarin!« Das gutmütige Gesicht des Steinbauers Ernesto tauchte über der grünen Hecke auf, die die beiden Gärten trennte. »Treibt's nicht gar zu arg mit ihr, Elena!«, sagte er ernst.

»Kümmert Euch um Eure Sachen«, erwiderte Gianninas Mutter spitz. »Sie hockt mir viel zu oft bei Giovanni drüben. Ihr solltet besser darauf achten, Ernesto.«

Giannina kroch durch die Hecke und kam zu ihrer Mutter. Sie hatte die Tränen abgetrocknet; alles war so schnell geschehen, dass sie es noch gar nicht richtig fassen konnte. Der Vater erwartete sie mit ruhigem Gesicht und sah sie prüfend mit seinen versonnenen Augen an.

»Du hast geweint, Nini? Aber das ist doch alles nicht so schlimm. Einmal muss man von seiner Kindheit Abschied nehmen.«

Giannina umarmte ihren Vater und weinte zum Herzerbarmen. Er legte den Arm um sie und zog sie fest an sich. »Nicht weinen, Nini, nicht weinen!«

Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, erzählte er ihr von seiner eigenen Kindheit. »Ich musste in die Glashütte gehen, als ich zehn Jahre alt war. Schwer war die Arbeit, kleine Nini. Aber du weißt, deine Großeltern waren arme Fischersleute, da kam es auf jeden Saldo an. Der arme Mensch muss sich sein Brot schwer verdienen. So ist das nun einmal. Du bist doch schon ein großes Mädchen, zwölf Jahre alt, und schön wie eine Rose. Hier, schau dich in diesem Spiegel an! Na, was sagst du dazu?« Giannina musste gegen ihren Willen lachen, als sie ihr verweintes Gesicht im Spiegel sah.

»Da lacht sie schon wieder, Elena«, sagte Pietro zu seiner Frau. Die Mutter spürte, wie ihr das Herz warm wurde. »Du mit deinen Spiegeln«, sagte sie und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen, »hast deine ganze Seele an die kalten Spiegel verschenkt.« Und zu Giannina: »Kannst ja immer noch deinen Giovanni besuchen, wenn du freihast! Damit ich's nicht vergesse, die Küchenkräuter ...« Sie eilte in den Garten hinaus.



»Die Mama meint es nicht schlecht mit dir, Nini. Es wird schon alles gut werden.«

Giannina hielt noch immer den Spiegel in der Hand. »Fein ist er, Papa. Wie das Quellwasser, wenn die Sonne darauf scheint.«

Der Vater erhob sich und zündete eine Kerze an. »Jetzt geh ganz dicht heran mit deinem Gesicht und beobachte die Farben in deinen Augen!«

Giannina betrachtete sie und sagte verwundert: »Große Augen habe ich, Papa. Sie sehen mich wie fremde Augen an. Dunkel sind sie, und die Kerze steht darin, ganz klein, und Euer Gesicht. Aber die Farben kann ich nicht unterscheiden. Alles ist so dunkel, Papa. Wenn die Sonne schiene!«

»Man muss die Farben auch beim Kerzenschein genau erkennen können«, erwiderte der Vater.

Er war mit den Gedanken schon wieder ganz bei seiner Arbeit.

Messer Celsi war groß und sehr hager. Eine pechschwarze Haarsträhne fiel ihm in die Stirn; er hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, sie alle Augenblicke zurückzustreichen, so dass man sich wundern musste, dass er daneben noch Zeit fand, seine umfangreichen Geschäfte zu tätigen.

Er besaß Viehweiden mit gutgenährten Schafen, Kühen und Ochsen, auf seinen Ackern reifte der goldene Weizen, in den Gärten wurde Gemüse geerntet und jeden Morgen auf Kähnen nach den Gemüsemärkten am Marcusplatz oder an der Ponte della moneta geschafft.

Messer Celsi herrschte über eine Schar von Knechten und Mägden. Er war ein gestrenger Herr, der seine Nase in alles steckte und die Mägde prügelte, wenn es ihm in den Sinn kam. Neben seinem Land und einem aus teuren Ziegeln auf einem Fundament lebendiger Steine erbauten Haus gehörte ihm eine Glashütte, in der Fenster- und Spiegelglas hergestellt wurde.

Seine beiden Töchter, Giulietta und Angela, waren dick und schön und lebten in ständiger Sorge, dass sie noch dicker werden würden. Messer Celsi ging jeden Morgen zur Kirche und hatte schon viele Kerzen zu Ehren der Heiligen gestiftet.

Es war ein ergötzliches Bild, wenn die Eheleute, gekleidet wie venezianische Patrizier, in einer Kutsche zur Kirche fahren: er, aufgerichtet

und steif wie ein Stock, die Signora rund und klein, mit einem Doppelkinn, das bis auf die Perlenkette hing.

Eigentlich war es erstaunlich, dass Messer Celsi bei seiner üppigen Lebensweise so hager blieb. Er aß gern fette Kapaune und trank dazu französische, griechische oder spanische Weine. Der Kapaun musste auf eine besondere Art zubereitet sein, knusprig am Spieß gebraten, das Innere mit Zwiebeln und allerlei würzigen Kräutern gefüllt. Und die Federn am Kopfe durften weder ausgerupft noch versengt sein.

Giannina wusste das nicht. Die Magd hatte ihr nichts davon gesagt. Wahrscheinlich war sie erbost, weil die Neue vom ersten Tage an in der Küche arbeitet. Giannina hatte voll Eifer und in ständiger Angst, etwas verkehrt zu machen, das Feuer geschürt, Wasser getragen, den Spieß gedreht und das Geflügel mit Fett übergossen. Es duftete in der Küche wie an einem Bratstand auf der Piazza. Der Rauch beizte ihr die Augen, so dass sie kaum etwas sehen konnte. Sie achtete nicht darauf, dass die Flammen die Kopffedern des Kapauns versengten, und war im Gegenteil bemüht, sie ganz zu entfernen.

Die andere Küchenmagd warf ab und zu einen Blick zum Feuer und bemerkte wohl, was Giannina anstellte. Nach einer Weile schlug sie entsetzt die Hände zusammen und sagte scheinheilig: »O Giannina, was hast du getan? Den Federputz, die schönen Kopffedern! Der Herr wird böse sein. Ich muss schnell Wasser holen!«

Damit verschwand sie und ließ sich in der nächsten halben Stunde nicht wieder blicken.

Giannina sah ihr kopfschüttelnd nach und hatte gar keine Zeit, sich über das sonderbare Wesen der Magd zu wundern. In diesem Augenblick trat Messer Celsi in die Küche und sagte wohlgelaunt: »Na, was macht mein Kapaunchen?«

Er schob die Haarsträhne zurück und schnupperte mit geschlossenen Augen den feinen Bratgeruch. Dann trat er zu dem Bratspieß, und sogleich schlug seine gute Laune, ein Nachklang des vorteilhaften Geschäftes, das er eben mit dem Viehhändler abgeschlossen hatte, in wilde, kreischende Wut um.

Giannina bemerkte mit ängstlichem Erstaunen, wie seine Halsadern anschwellen und sein Gesicht sich rot färbte.

»Was hast du angerichtet?«, schrie er sie an. »O du Dirne, du Faule, du schwarzäugige Diebin, was hast du mit meinem Kapaunchen

gemacht? Ich schlage dich tot, du – –« Er keuchte, als bekäme er keine Luft mehr. Furchtbares war geschehen! Diese dreckige Magd mutete ihm zu, sein Kapaunchen ohne Kopffedern zu verspeisen.

Messer Celsi hob die Hand und schlug mit aller Gewalt in das erschrockene Mädchengesicht.

»Geh mir aus den Augen, du Diebin. Raus aufs Feld!«

Er war trotz seiner Hagerkeit ein kräftiger Mann. Vom Kapaunenessen, zumal wenn die gemästeten Tierchen mit Kopfschmuck aufgetragen werden, wird man stark.

Giannina taumelte gegen den Tisch und hielt sich an der Kante fest. Der zweite Schlag schien ihr fast das Gehör zu rauben, den dritten Schlag und die Fußtritte spürte sie kaum noch. Und das Kapaunchen briet am Spieß munter weiter, wurde tiefbraun und knusprig und roch nach würzigen Kräutern und gutem Öl. Ein feiner, großzügiger Herr, der Messer Celsi?

Die dicke, schöne Giulietta schaute in die Küche hinein, sah den zornigen Vater und das am Boden liegende Mädchen.

»Was Ihr Euch immer so aufregt, Väterchen. Ach ja, mit Mägden hat man viel Ärger!«

Giannina hatte noch nie solchen Hass im Herzen gespürt. Sie ließ den Kapaun am Spieße stecken. Sollte er verbrennen und die Stuben mit üblem Geruch füllen. Wie gejagt lief sie aus dem Haus, antwortete auf keine Frage, lief nur immer weiter, irgendwohin, wo keine Menschen waren. Wie ein Tier hatte er sie geschlagen; ihr Gesicht brannte, die Lippen waren aufgesprungen, und die Ohren schmerzten. Am Rande des Fischteiches ließ sie sich ins Gras fallen. Ihr Herz klopfte rasend schnell.

Die von Tränen verschleierten Augen sahen durch das Blätterdach eines Baumes den Himmel und die weißen Wolken.

»Einmal ist die Kindheit zu Ende«, hatte der Vater gesagt.

»Schau in diesen Spiegel«, flüsterte eine Stimme, »was für schöne Augen du hast. Kannst du die Farben sehen? Sie sind wie eine dunkle Zypresseninsel in einem silbernen See. Nini, du darfst doch nicht weinen. Einmal ist die Kindheit zu Ende.«

Es war Giovannis Stimme. Aber Giovanni war doch gar nicht hier. Benommen richtete sich Giannina auf, sah den Teich, das Gras, die Bäume und spürte den Wind und die Wärme.

Jetzt erst wurde ihr klar, was geschehen war. Der Unmensch hatte sie geschlagen, und sie wusste nicht einmal warum. Was hatte sie nur getan? Undeutlich erinnerte sie sich an das Gesicht von Giuletta. Giannina riss vor plötzlich aufwallender Wut einige Büschel Gras aus der Erde.

»Kapaunenfresser! Kapaunenfresser!«, schrie sie über den stillen Teich. Und noch einmal: »Kapaunenfresser!«

Ein Frosch sprang erschreckt ins Wasser. Es roch nach Sumpf und Schilf und Fisch.

»Der Teufel soll Euch holen, Messer Celsi!«, presste sie zwischen den Zähnen hervor, hielt aber gleich darauf erschreckt inne. Verfinsterte sich nicht der Himmel, oder öffnete sich die Erde? Sie sah scheu um sich. Nichts geschah.

Die Bäume wiegten sich im Wind. Giannina war ganz allein mit ihrem Hass.

EIN BETTLER *bringt einen Brief*

Hell klang das Läuten der Glocke auf dem San-Marco-Turm durch den Morgen. La Trotteria rief die Ratsherren und Senatoren zur Sitzung des Großen Rats zusammen. Sie läutete eine halbe Stunde lang, und wenn ihr letzter Ton verhallte, wurden die Türen zum Sitzungssaal im Palast des Dogen geschlossen. Wer zu spät kam, fand keinen Einlass mehr. Der Große Rat bestand in diesem Jahre nur aus 318 Mitgliedern; eigentlich waren nach der Verfassung 480 vorgesehen, die von zwölf Wahlherren aus den vornehmsten und mächtigsten Familien der sechs Sestieri der Stadt zu wählen waren. Diesmal hatten sie nur 318 gewählt, weil sie geringere Familien fernhalten wollten.

Das Volk hatte bei der Wahl der Regierung nicht mehr mitzureden. Der Doge, das Oberhaupt der Stadt, und der Senat, der die eigentliche Gewalt ausübte, wurden von den Mitgliedern des Großen Rats gewählt. Siebenundzwanzig Familien hatten 242 Vertreter im Großen Rat, siebenundzwanzig Familien, an ihrer Spitze die Contarini, die Quirini und Dandolo, die Morosini, die Michieli und Falieri bestimmten über

die Geschicke der Stadt, siebenundzwanzig Familien bekämpften sich gegenseitig, zettelten Verschwörungen an, ließen unbequeme Bewerber um einflussreiche Staatsämter aus dem Wege räumen, siebenundzwanzig Familien strebten danach, ihre Vertreter in die Signoria zu entsenden, die aus dem Dogen, seinen sechs oberen Räten und den drei Vorsitzenden der Quarantia, der peinlichen Gerichtsbarkeit, bestand.

Hell klang das Läuten der Glocke auf dem San-Marco-Turm durch den Morgen. Die Edelleute setzten sich auf ihre Maultiere und Pferde oder stiegen in die bereitstehenden, mehr oder minder prächtig geschmückten Barken.

Die Tore des Dogenpalastes waren weit geöffnet. Eine Schar von Bettlern hatte sich versammelt. Sie waren in Lumpen gekleidet und trugen ekelhafte Geschwüre zur Schau. Kam ein Ratsherr über die Piazzetta geschritten, umschwärmten sie ihn wie ein Rudel hungriger Tiere und wichen nicht eher, als bis er einige Geldstücke auf das Pflaster geworfen hatte. Dann entspann sich ein wilder Kampf, der manchmal dazu führte, dass die Schwächsten jammernd liegenblieben.

Keiner kümmerte sich um sie. Hatten sie sich etwas erholt, krochen sie zum Kai und bettelten die Lastträger und Schiffer um eine milde Gabe an. Tausende Bettler lebten in der mächtigen blühenden Stadt Venedig, der Königin der oberitalienischen Städte.

An der Ponte della paglia, neben dem Dogenpalast, standen die Reittiere der Edelleute und wurden von den Bediensteten betreut.

Marco Polo verließ sein Haus, grüßte einen Senator, der gerade vorüberritt, warf einen flüchtigen Blick auf den Balkon und ging schnell davon. Er hatte gestern Abend, als er in Begleitung des getreuen Paolo vom Bruder Lorenzo kam, auf merkwürdige Weise einen Brief erhalten. Ein Bettler, in bunte Lumpen aus Samt, Leinen und mit Goldfäden besticktem Tuch gekleidet, hatte sich geschickt an Marco herangeschlichen und ihm, unbemerkt von Paolo, den Brief in die Hände gespielt. In diesem Brief wurde Marco aufgefordert, am nächsten Tage in der Morgenstunde in eine kleine Taverne hinter der Piazza zu kommen. Er würde dort eine wichtige Nachricht erhalten. Den Brief solle er keinem zeigen und auch niemanden als Begleitung mitbringen.

Marco empfand ein unangenehmes Gefühl, als er sich an das Gesicht des Bettlers erinnerte. Fast war er versucht umzukehren, um Paolo zu bitten, ihm in einigem Abstand zu folgen. Aber dann reizte ihn das

Abenteuer, so dass er allein weiterging und sich vornahm, auf der Hut zu sein. Im Stillen hoffte er, eine Nachricht über seinen Vater und seinen Onkel zu erhalten.

Die Taverne lag in einer der verwinkelten Gassen hinter der Piazza. Sie stand in keinem guten Ruf. Hier übernachteten Gaukler und Wahrsager, Hausierer und heruntergekommene Komödianten, Bettler und Scholaren – Leute, die von Stadt zu Stadt wanderten, um ihre Künste zu zeigen oder auf irgendeine andere Art einige Saldi für ihr jämmerliches Leben zu verdienen. Auch Seeleute, die von fremden Schiffen desertiert waren, hielten sich hier manchmal für einige Nächte verborgen. Aber das waren noch die harmlosesten Gäste, die sich meist rechtschaffen durchs Leben schlugen; natürlich gab es auch unter ihnen welche, die einen Griff in eine gefüllte Börse nicht scheuten und bereit waren, für einige Silberlinge die übelsten Aufträge auszuführen.

Es gab nun eine besondere Art von Müßiggängern, Bulis genannt, die sich die Taverne als bevorzugten Treffpunkt ausgesucht hatten. Sie standen im Dienst hochstehender Personen, die für ihren Unterhalt sorgten und dafür auf ihre Dienste zählten. Die geheimen Machtkämpfe der vornehmen Familien wurden mit allen Mitteln geführt. Ein Wink ihrer Herren genügte, um die Bulis in Bewegung zu setzen.

Die Schergen sahen dem Treiben in der Taverne meist tatenlos zu, wussten sie doch, dass ihre Vorgesetzten es nicht gern sahen, wenn allzu hart durchgegriffen wurde.

Aber die Herberge kannte auch ehrbare Gäste, auf die der stämmige Wirt sehr stolz war. So erschien von Zeit zu Zeit der ehrenwerte Schreiber vom Arsenal, Luigi Farino, um ein Gläschen Wein zu trinken oder mit dem Wirt im Hinterstübchen ein Gespräch zu führen. Erst vorgestern war er in der Taverne gewesen. Allerdings hatte er sich nicht lange aufgehalten, noch nicht einmal ein Gläschen Wein hatte er getrunken, nur einige Worte mit dem Wirt gewechselt, dann war er gleich wieder gegangen, sichtlich bemüht, nicht von allzu vielen gesehen zu werden.

Der Klang der Trotteria verstummte, ohne dass Marco es im Lärm der vielfältigen Geräusche wahrnahm. Er wand sich geschickt durch den Trubel des Fischmarktes. Die Händler boten mit großem Stimm- aufwand die »frutti di mare«, die Meeresfrüchte, feil: Tintenfische,

Achtfüßler, Langusten, Calamaretti, riesige Mengen Krebse, große und kleine Fische von seltsamster Gestalt. Es roch nach Meer und Sumpf und Wasserpflanzen; Hunde wühlten in dem Unrat hinter den Verkaufsständen; die Mägde, die für ihre Dienstherrn einkauften, stritten sich mit den Händlern um die Preise; ohne nach rechts oder links zu sehen, schritten zwei Franziskanermönche in groben braunen Kutten durch das Gewühl, ihre nackten Füße in den Sandalen waren grau vom Staub der Gassen und Straßen.

Marco war froh, als er über die Ponte della paglia, vorbei an den Maultieren und Pferden der Ratsmitglieder, zur Piazzetta gelangte. Er verspürte plötzlich Hunger und kaufte sich von einem Kastanienbrater die braungerösteten, wohlschmeckenden Früchte.

Nicht weit entfernt lagen im Kanal von San Marco einige Schiffe, sie warteten die Flut ab, um dann durch den Kanal ins Meer hinauszufahren. An ihren Masten flatterten die stolzen Flaggen mit dem goldenen Löwen, der das sanfte Gesicht des heiligen Marcus trug. Wie ein roter Sarg lag zwischen ihnen die Verbrechergaleere, das Gefängnis der in Seediensten der venezianischen Republik stehenden Personen.

Der Wind wehte frisch und blähte die grauen, braunen und gelben Segel der Fischer-, Zoll- und Schergenboote.

Marco war ganz in den Anblick des Lebens auf dem Wasser versunken. Die Segel taumelten wie Vogelschwingen über die gekräuselte, in matten Farben schillernde Wasserfläche. Eine zitternde Stimme drang an sein Ohr: »Ich bin ein armer alter Mann, o Herr, gebt mir eine milde Gabe. Habe noch nichts gegessen, o edler Herr. Gebt, gebt, damit ich nicht Hungers sterbe!« Der zerlumpete Bettler streckte flehend und begehrlieh seine Hände aus. Marco gab ihm die übriggebliebenen Kastanien und erntete tausend Dank und Segenswünsche, die ihm ein langes Leben und den sicheren Eintritt in das himmlische Paradies versprachen.

Es gab keine Stadt, die so wie Venedig war. Marco war noch nie weiter als bis Fusino, Mestre und Padua gekommen, aber tief in seinem Innersten fühlte er, dass Venedig etwas Einmaliges, Wunderbares war, ein Diamant unter den Städten, mit grellem, goldenem Licht und düsterem, drohendem Schatten, geliebt und gefürchtet, eine mächtige, tüchtige, unendlich reiche und unendlich arme Stadt, an der das Meer

nagte, wie ein Biber an einem Baumstamm, der das Meer diente, wie der Teufel, der Gold und Marmor und Kupfer und Glanz über sie schüttet und dabei grinsend die Hände reibt, weil er weiß, dass aller Reichtum, der auf vielen hunderttausend Eichenpfählen gebaut ist, in mächtigen Gewölben und geheimen Fächern aus kostbarem Holz und Elfenbein ruht, eines Tages ein Opfer des stetig nagenden Wassers werden wird. Aber jetzt lebte Venedig, blühte wie ein Jüngling, der ins Mannesalter tritt und, mit den reichsten Gaben der Natur ausgestattet, Wunder an Schönheit und kraftvollem Leben vollbringt.

Drei Mohren, Diener des jungen Messer Morosino, gingen an Marco vorbei. Ihre Livree war so reich und bunt wie die Mosaiken in der Kirche des San Marcus und im Palast des Dogen. Der Bettler, von dem Marco gestern den Brief erhalten hatte, war in bunte Lumpen gekleidet gewesen, mit Gold- und Silberfäden durchwirkt, arm und bunt wie das Leben auf den Gassen, Kanälen und Plätzen.

Paolo, Marcos getreuer Diener, war seinem Herrn unbemerkt gefolgt. Er verbarg sich unter den Arkaden des Dogenpalastes und beobachtete, wie der junge Herr aufs Wasser sah und sich nur schwer vom Anblick der Schiffe trennen konnte. Gerade als Marco weiterging, wurde Paolos Aufmerksamkeit durch einen Jungen abgelenkt, der hastig an ihm vorbeieilen wollte. War das nicht Giovanni, Marcos Freund aus Murano?

»Giovanni!«, rief Paolo verwundert. »Giovanni, wohin so schnell?«

Der Junge blieb stehen. Als er Paolo gewahrte, lief er zu ihm und sagte aufgeregt: »Gut, Paolo, dass ich dich treffe!« Er war außer Atem und musste sich erst beruhigen, bevor er weiterreden konnte.

»Paolo, mein guter Paolo, ich muss sofort Marco sprechen. Sag mir, wo ist Marco? Ich war schon in seinem Haus und habe von Maria gehört, dass er weggegangen sei. Hör doch, Paolo, ich muss sofort Marco sprechen. Weißt du denn nicht, was geschehen ist?«

Paolo legte seinen Arm um Giovanni: »Aber was ist denn? Warum bist du so aufgeregt? Sieh, da ist er doch, dein Freund Marco. Er darf nicht merken, dass ich ihm folge ...«

Als Paolo jedoch auf den Platz wies, wo Marco eben noch gestanden hatte, bemerkte er, dass dieser leer war.

»Wo ist er nur, Giovanni?«, fragte er ratlos.

»Dort, er biegt zum Kräutermarkt ein. Komm, Paolo!«

Sie eilten durch das Gewühl der Händler, Bettler und Tagediebe auf der Piazzetta und ließen sich durch kein Hindernis aufhalten. Giovanni schlüpfte geschwind voraus und beobachtete, dass der Freund in eine schmale, dunkle Gasse einbog. Wohin wollte er nur gehen? Giovanni und Paolo sahen sich fragend an. Sie hatten auf einmal das bange Gefühl, dass Marco eine Gefahr drohe; Giovanni vergaß, warum er wie gehetzt von Murano nach der Rialtoinsel geeilt war.

Als sie endlich den Eingang der schmalen Gasse erreichten, sahen sie zu ihrer großen Erleichterung Marco langsam auf und ab schlendern, als warte er auf jemand.

Die Luft zwischen den armseligen, mit Stroh gedeckten Holzhäusern roch nach faulem Wasser und Müll, der in Haufen vor den Eingängen der linken Häuserreihe lag. Außer Marco war keine Menschenseele zu sehen.

Am Ende der Gasse stand ein mit Stroh gedecktes Steinhaus, das durch eine schmiedeeiserne Schlange als Taverne erkennbar war.

»Ich bleibe hier stehen«, sagte Paolo leise. »Der Herr darf nicht wissen, dass ich ihm gefolgt bin.«

Die Glocken läuteten die neunte Morgenstunde ein.

Ein mittelgroßer, sehniger Mann trat aus der Taverne, sah sich ruhig nach allen Seiten um und ging mit katzenartigen Schritten auf Marco zu.

Der Wirt steckte den Kopf zur Tür hinaus, zog ihn aber gleich wieder zurück.

»Komm, Söhnchen«, sagte er zu einem Betrunkenen, der sich neben ihm durch die Tür zwängen wollte, »da draußen ist jetzt nichts los.« Mit kräftigen Händen packte er ihn an beiden Armen und brachte ihn wie eine Puppe in den kellerartigen Schankraum zurück.

»Setz dich nur, Söhnchen, kriegst noch ein Weinchen.«

Die vier Zecher am Tisch neben dem großen Fass stritten sich beim Würfelspiel so heftig, dass keiner den Zwischenfall bemerkte, zumal der Betrunkene zufrieden war, weil der geizige Wirt ihn zum Trinken eingeladen hatte. »Marco, Marco!«, rief Giovanni. Mit schnellen Sprüngen lief er zu seinem Freund. Der Mann verlangsamte seine Schritte. »Verdammt«, knirschte er, »was will der Bucklige hier?« Seine Hand umspannte den Dolch in der Tasche.

»Giannina ist verschwunden, Marco!«, sagte Giovanni. »Seit gestern ist sie fort. Kein Mensch weiß, was mit ihr geschehen ist.«

»Giannina verschwunden?«, fragte Marco erstaunt.

»Geh aus dem Weg, bucklige Kröte!«, rief der Mann, der jetzt neben den beiden Knaben war, und stieß Giovanni vor die Brust, dass er gegen die Häuserwand flog.

Marco stand wie gelähmt auf seinem Platz und starrte auf Giovanni, der mit schmerzverzerrtem Gesicht am Haus niedersank. Giannina verschwunden? Der Satz füllte sein ganzes Denken aus.

In der Hand des Mannes blitzte ein Dolch.

»Marco!«, schrie Giovanni und schnellte sich mit den Beinen von der Wand ab. Wie eine Katze sprang er dem Mann auf den Rücken und zog mit kräftigem Ruck dessen Kopf an den Haaren zurück. Dadurch konnte Marco dem Dolchstoß ausweichen. Der Mann fiel vornüber, schüttelte Giovanni gewandt ab und sprang wieder auf die Beine.



»Elender Hund«, knirschte Paolo. Er war nur noch wenige Schritte entfernt. Giovanni Schrei hatte ihn herbeigerufen.

Der Mann ließ den Dolch fallen, lief wie gejagt durch die Gasse und verschwand um die Ecke. Paolo verfolgte ihn.

»Komm«, sagte Giovanni. »Du musst schnell weg von hier.« Er zog Marco, der noch unschlüssig stehenblieb, am Arm.

»Paolo braucht uns jetzt nicht«, sagte er, »er wird allein fertig mit dem Verbrecher. Du musst von hier verschwinden, Marco.«

Giovanni hob den Dolch auf und zog den Freund mit sich fort. In der Nähe des Kräutermarktes blieben sie stehen, um auf Paolo zu warten. Der Anblick der vielen Menschen beruhigte sie. Marco schien erst jetzt aus seiner Betäubung aufzuwachen.

»Ein Glück, dass du gekommen bist, Giovanni!«, sagte er; und er erschauerte bei der Erinnerung an das wutverzerrte Gesicht des Mannes, der mit erhobenem Dolch auf ihn eingedrungen war. Beinahe wäre alles ausgelöscht gewesen, er hätte nie wieder nach Murano fahren, nie wieder das lockende, in allen Himmelfarben schimmernde Wasser sehen können. Steif und blutig hätte sein Körper im Schmutz der Gasse gelegen. Sein Freund Giovanni hatte ihn gerettet. Wie durch ein Wunder war er zur rechten Zeit aufgetaucht.

»Giovanni«, sagte Marco, »wie ein Pfeil bist du ihm an den Hals gefahren. Wirklich, wie ein Pfeil!«

Giovannis Augen verdunkelten sich. Er schien die Worte des Freundes nicht zu hören. Bucklige Kröte, hatte der Verbrecher gesagt. Plötzlich zog er den Dolch aus der Tasche.

»Aber was ist denn mit Giannina?«, fragte Marco. Er legte seine Hand auf die Schulter des Freundes. »Sag, Giovanni, was hast du da von Giannina erzählt?«

Giovanni sah ihn abwesend an. Auf einmal spürte er, wie die Angst um Paolo in ihm aufstieg. »Wir müssen Paolo helfen!«, sagte er. »Schnell, Marco!«

Sie liefen den Weg zurück. Als sie bei der Taverne um die Ecke biegen wollten, kam ihnen Paolo schon entgegen. Sein Atem ging schnell, das Gesicht glänzte von Schweiß.

»Er ist weg, der Schurke«, stieß er hervor. »Ich habe ihn nicht mehr gesehen. Wie der Teufel ist er gerannt. Lasst uns aus dieser Gegend verschwinden. Kommt!«

»Gut, dass du wieder da bist, Paolo«, sagte Marco und umarmte den breitschultrigen, kräftigen Diener.

»Einen tödlichen Schrecken hatte ich bekommen, als der Elende auf Euch eindrang.« Paolo wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Giovanni betastete vorsichtig seinen rechten Arm, mit dem er gegen die Hauswand geschlagen war.

»Hast du dir wehgetan?«, fragte Marco besorgt.

Giovanni schüttelte den Kopf. Sie setzten sich auf eine steinerne Bank. Am Kai beluden Lastträger die Schiffe. Sie schleppten in einer langen Reihe Holzkisten mit venezianischen Glaswaren und Säcke mit Salz über den schwankenden Laufsteg. Ein Schreiber notierte mit wichtiger Miene jedes Stück, bevor es im Laderaum verschwand. Hinter den Masten und den aufgerollten Segeln waren die Häuser, Kirchen und Gärten von San Giorgio zu sehen. Am Himmel stand ein weißes Wolkengebirge; auf den Eichenpfählen, die den Weg nach dem Kanal von San Giorgio wiesen, saßen weiße Möwen.

»Das ist der Brief, der Euch in die verrufene Gegend rief?«, fragte Paolo. »Merkwürdig!« Er hielt das Papier in seinen großen Händen und betrachtete nachdenklich die sorgfältig geschriebenen Buchstaben. Marco hatte den Text vorgelesen und erzählt, wie der Brief in seine Hände gelangt war.

Aber das alles war jetzt nicht mehr so wichtig. Die schreckliche Nachricht, dass Giannina verschwunden war, nahm ihre Gedanken gefangen. Das Erlebnis in der schmalen Gasse verblasste, als läge es schon Wochen zurück.

»Wir müssen sie suchen«, sagte Marco. »Sofort!«

»Wo kann sie nur sein?«, fragte Paolo und sah die beiden ratlos an.

QUELENNACHWEIS

Die stofflichen Grundlagen für diesen zweiten Band verdanke ich erstens den wissenschaftlichen Forschungsarbeiten über die Zeit der Mongolenherrschaft, zweitens der Niederschrift Marco Polos über seine Reisen, bearbeitet und herausgegeben von Dr. Hans Lemke in dem Buch »Die Reisen des Venezianers Marco Polo im 13. Jahrhundert«, und drittens einer Reise, die Willi Bredel und ich im Frühjahr und Sommer 1955 durch die Volksrepublik China unternahmen.

Die Textstelle auf den Seiten 308/309 stammt aus dem Buch »Johann de Plano Carpini, Geschichte der Mongolen und Reisebericht 1245–1247«, übersetzt und erläutert von Dr. Friedrich Risch. Das tibetische Lied von der Weltschöpfung auf der Seite 409 ist dem Band »Himmelsstier und Gletscherlöwe, Mythen, Sagen und Fabeln aus Tibet« von Prof. Dr. Matthias Hermanns, Bombay, entnommen. Grundlage für die Erzählung des tibetischen Häuptlings auf den Seiten 409–411 bildet ein Abschnitt aus »Die Geheime Geschichte der Mongolen, aus einer mongolischen Niederschrift des Jahres 1240 von der Insel Kode'e im Keluren-Fluss«, erstmalig übersetzt und erläutert von Erich Haenisch. Das »Kaiserliche Edikt des unter dem Schutze des Himmels stehenden erhabenen Herrschers« auf den Seiten 529/530 sowie einige Texte auf den Seiten 537, 538/539, 626/627 sind aus dem Buch »Geld und Wirtschaft in China unter der Mongolenherrschaft, Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte der Yüan-Zeit« von Herbert Franke entnommen. Die Gedichte auf den Seiten 555/556 und 566/567 stammen aus dem Buch »Chinesische Novellen«, deutsch von Eduard Grisebach. Für die meisten Ortsnamen und Landschaftsbezeichnungen wählte ich die moderne Schreibweise.

Berlin, August 1956

W. M.